

Nr. 281. Bromberg, den 7. Dezember 1933

Winke, bunter Wimpel . . !

Eine Fischergeschichte von der Kurischen Nehrung

von **Alfred Karrasch.**

(7. Fortsetzung.) ———

Das ist was für den Dow. So, das Fallreep hoch auf das Riesenschiff. Vater mit seinem Kahn bleibt ganz unten in der Tiefe. Vater, das ist mal ein herrliches, großes Schiff. Aber der hat jetzt noch keine Zeit. Den belegt gleich der Kapitän mit Beschlag. Er führt ihn unter Deck. Er geht mit ihm zur Brandstelle.

Der Dow bleibt ganz allein, auch keiner von der Mannschaft ist da. Das ist mal ein Schiff! Sein Herz schlägt, nun sieht er selbst, daß es solche großen, herrlichen Schiffe gibt. Wenn der Vater ihm davon erzählt hat, dann hat er immer gedacht: Nun, ein bißchen größer wird Vaterchen sie gemacht haben. Und jetzt, er wagt gar nicht aufzutreten. Wie das blitzt und sich aufbaut! Nun sieht er mit seinen erstaunten Augen, ja, und sowas gibt's wirklich d o c h auf der Welt.

Sind die Masten hoch! Und der Schornstein, wie ein Haus. Die Kajüte, das ist ein richtiges Haus mit Fenstern. Da oben, da ist die Kommandobrücke. Da steht das Rad und der Kompaß. Weiß er doch alles, denkt er mit Stolz. Hat ihm doch alles der Vater erzählt. Der Dow möchte einmal auf die Kommandobrücke. Auf solcher Kommandobrücke hat nun früher der Vater gestanden.

Der Dow geht weiter, fast auf Zehenspitzen, aus Ehrfurcht und Scheu. Jetzt ist er auf dem Vorschiff, sieht am Vordersteven hinunter. Ist das mal ein riesiges Schiff! Er sieht an der pechschwarzen Schiffswand hinunter. Ist das hoch! Wie wenn man vom Kichturm hinuntersieht. Ganz tief unten die See, ganz grün, und der weiße Gischt. Ist das hoch, ist das hoch, und diese gewaltige Ankerkette! Da wird Mutter staunen, wenn er ihr alles erzählt. Na, und die andern Jungen, die werden Augen machen. Denn auf solchem Schiff ist noch keiner gewesen. Aber sein lieber Vater . . . ja, du hast mich mitgenommen.

Der Vater kommt mit dem Kapitän. Der hat jetzt ein freundlicheres Gesicht: „Also Sie schätzen vier Tage, Herr Peleikis?"

„Nicht mehr. Ich werde alles veranlassen. Ich werde mit Memel und mit Königsberg telephonieren. Dann kann morgen früh der Schlepper mit dem Handwerkszeug und den Schlossern hier sein. Ich denke, Herr Solmsen, wir werden ohne Ingenieur auskommen."

Wie der Vater spricht! denkt der Dow, ganz anders als zu den Fischern. Mit jedem, auch mit den größten Herren kann der Vater sprechen, sich unterhalten.

„Und wo kriege ich meinen zweiten Steuermann her?" fragt der Kapitän. „Ich bin knapp an Mannschaft, ohne zweiten Steuermann kann ich nicht wieder in See gehen."

„Tja . . ." meint der Christup und blinkt dazwischen mal so dem Dow mit den Augen zu: Das gefällt dir, das Schiffchen hier, was . . .? „Tja, Herr Solmsen, wenn ich telephoniere, kann ich ja mal gleich fragen. Oder Ihr Reeder aus Hamburg kann Ihnen was schicken."

„Und dann kriege ich einen . . . Gott verdamm mich, der Hund, das Schiff anzustecken! Aber ihn hat dafür auch gleich der Teufel geholt . . ." Der helle Zorn steht dem Kapitän im Gesicht. Er dreht sich ab, geht der Kajüte zu. Wie er ein paar Schritte gemacht hat, kehrt er um und sagt, ohne den Christup anzusehen, wie ganz nebenher: „Wissen Sie, Herr Peleikis, als alter Mariner verstehen Sie doch was von dem Kram. Immerhin mehr wie sowas, wie ein Schiff anbrennen. Wissen Sie, Sie könnten diese Reise mitmachen. Es ist ein Sonderfall, darum zahle ich gut. Für Sie auch mal eine Abwechslung aus Ihrem Einerlei von Fischdreck und Mist und Teer."

Damit geht er in die Kajüte.

Was hat er gesagt? Er, der Christup, soll diese Reise mitmachen? Wohin? Sie geht nach Hamburg, dann nach Amerika . . . Was hat er gesagt? Das ist mal ein ausgefallener Gedanke, so ein Einfall. Der Christup hört sich laut lachen, als der Kapitän in der Kajüte verschwunden ist. Na, aber — wär' andrerseits auch mal nicht schlecht. Mal raus. Nicht schlecht, eigentlich wirklich nicht schlecht. Na ja, aber was würde bloß die Marucke sagen? Die Marucke, er schüttelt den Kopf, er muß wieder lachen, die würde Augen machen. Wenn ich mir das vorstelle, ich komme nach Hause und sage so ganz nebenher: „Übrigens, weißt schon, Maruck, ich geh' mit dem großen Pott. Nicht weit, gar nicht weit, nur so ein bißchen hierherum, nach Amerika . . ."

Der Junge hat ganz brennende Augen bekommen. Was, der Vater soll dieses große Schiff steuern, hat der Kapitän gesagt? Wird der Vater fahren, mit auf die Reise? Das wäre herrlich, das wäre schön für dich, Vater. Aber dann gingest du fort von uns. Er weiß gar nicht, ob er sich freuen soll.

„Komm, Dow. Nun wollen wir mal den „Negus" besehen. Komm mal auf die Kommandobrücke."

Der Christup schreitet voran, die Treppe hoch. Wie er vorangeht, als wenn ihm das Schiff schon gehört! denkt der Dow. Nun sind sie oben. Ist das ein Ausblick, tief unten die See, und das Schiff und drüben die Düne, der Leuchtturm.

„So, und nun wollen wir mal eine kleine Reise machen, Dow", sagt der Vater und blinzelt ihm zu, ja, Junge, ich weiß das, das ist was für dich.

„Alles klar . . .?" ruft der Christup, sieht mit zusammengekniffenen Augen über das Schiff, „alles klar? Na, dann wollen wir mal wieder. Ablegen da vorn . . ." brüllt er auf Deck. „Achtern auch alles klar? So . . ." Er packt den Hebel am Maschinentelegraphen, reißt den herum, „so, und du, Dow, nimm das Steuer. Das Rad herum, Donnerwetter, das Rad herum! Kerl, Steuermann, Himmelhund, mit dem Rad herum, sonst kommen wir auf die Sandbank! So . . . na, das ging noch mal gut ab, Stüermann. Ich hätte Sie auch vor ein Seegericht stellen lassen. Gut so . . ." Er reißt den Hebel zurück: „Halbe Fahrt! Gut so. Wir kommen frei." Wieder klappt der Hebel, es klingt aus dem Maschinenraum. „So, und nun, Stüermann, immer Strich gehalten. So. Volle Fahrt!"

Der Christup blinzelt wieder den Jungen an: Das ist was für dich, was? na ja, ich weiß schon. Der Dow kann nichts sagen. Krampfhaft hält er mit seinen Knabenfäusten das Steuer. Eine Falte steht zwischen seinen Brauen auf seiner Stirn. In seinen Augen ist ein helles Licht, nun führt er das Schiff, nun trägt er die Verantwortung, nun befiehlt er. Ist schon was für den Jungen, denkt der Christup. Na, und mach dir nichts vor, Christup, auch für dich. Wie der Junge dasteht! Ganz wie ich. Haltung, alles, ganz wie ich. Christup, was hast du für einen Jungen!

„Herr Peleikis . . ."

Wer ruft da?

„Herr Peleikis . . .?" Richtig, die Frau, die hat er ja ganz vergessen. Da ist sie mit einemmal, steht unten an der Treppe zur Kommandobrücke, hat den Kopf zurückgelegt und sieht und grüßt herauf.

Was geht ihn die Frau an! Sie soll ihn in Frieden lassen. Aber er kann nicht unhöflich sein. Ein bißchen die Hand geben muß er. Dann wird er den Dow nehmen und von Bord gehen.

Er stolpert die Treppe hinunter. „Guten Tag, Frau Solmsen." Er gibt ihr die Hand. Aber schön ist die Frau, das muß man sagen.

„Guten Tag, Herr Peleikis. Willkommen an Bord! Wir wollen uns da etwas unter den Wind stellen, da sind wir geschützter."

Sie gehen nach der Leeseite hinüber. Wirklich, da sind sie geschützter.

Der Christup sieht sich mit einem raschen Blick um. Ja, wirklich, hier sind wir geschützt, das kann man wohl sagen. Ist das nun Absicht, daß sie mich hierher führt? Ihm wird ganz heiß. Aber hier sind die Vorhänge nach der Kajüte alle zugezogen, und die alte Tür, die hier an Deck führt, ist verschraubt. Über ihnen ist das Deck der Kommandobrücke. Das Herz schlägt dem Christup in den Hals, als er hier neben der Frau steht. Er ermahnt sich: Ruhig doch, Christup, ruhig. Hast früher soviel Weibergeschichten gemacht. Wirst mit einemmal aus der Ruhe kommen. Aber ja, das ist so, man hat ganz die Übung verloren.

Die Frau steht neben ihm, sieht aufs Meer. Wie jung die ist, denkt der Christup, so jung und wirft sich mir an den Hals, und will was von mir, was hab' ich doch immer ein Glück bei den Weibern! Das Schiff schwingt etwas in der Dünung. Die Frau hält sich an der Reling und läßt sich schwingen: „Wie lange werden wir hier liegen bleiben, Herr Peleikis?"

„Ich schätze vier Tage . . ." Es tut ihm leid, daß es nur vier sind. Donnerwetter, das Weib! Mannsrecht, das werd' ich mir nehmen . . . „Vier Tage . . . oder es können auch ein paar mehr werden, Frau Solmsen."

„Vielleicht werden es mehr..." Wie sie das sagt! „Dann werde ich auch einmal an Land kommen. Werden Sie mir Ihr Dorf zeigen, Herr Peleikis?"

Jaja. Er will nein sagen, aber er sagt ja. Er will nein sagen, denn ihm fällt die Marucke ein. Die würde ein Gesicht machen, wenn er mit der da durchs Dorf ziehen würde. Mit der da . . . Wie die schon gekleidet ist, nicht wie eine Fischersfrau, wie eine vornehme Städterin! Was hast du doch für ein Glück, Christup! Die Frau neben ihm sieht wieder auf die See hinaus. Er betrachtet sie von der Seite. Hübsch ist die, die muß einem Manne gefallen. Er sieht von der Seite auf ihren Körper. Die hat einen Körper. Er sieht ihre Brust, sie steht prall unter der dünnen Bluse. Die macht doch die ganzen Kerls hier auf dem Schiff verrückt. Die können doch gar keine Ruhe haben, wenn sie lange von Weibern fort sind und das Weib hier so immer zwischen ihnen herumläuft.

„Ich hörte, was vorhin mein Mann sprach, Herr Peleikis. Sie sollen Steuermann werden für diese Reise. Das wäre doch schön."

Ja, das wäre schon schön. Wie sie das sagt, so ganz nebenher, fängt er an zu zittern. Das wäre schön, aber das kann ich ihr doch nicht sagen. Was bin ich doch Weibern gegenüber für ein Tolpatsch geworden! Was soll ich jetzt sagen? Mir fällt nichts ein. Ich kann auch nicht sprechen, denn ich habe meine Stimme nicht mehr in der Gewalt, wenn ich jetzt spreche, weiß sie sogleich . . .

„Das wär' doch schön, Herr Peleikis, oder... nicht...?

Jetzt wendet sie sich zu ihm um. Sie sieht ihn an. Augen hat die, denkt er, Augen! Schamlos, wie die fordern. Was tue ich jetzt, denkt er, packe ich zu? Ja, die ist anders als die Maruck, da braucht man erst nicht lange im Bett zu betteln, die verlangt einfach, wenn sie was haben will.

„Wär' doch schön, Herr Peleikis, wie . . .?"

Wär' doch schön, wie? Wie sie mich ansieht, die Augen sind halb geschlossen. Ihr Kopf sinkt schon zurück. Gibt es wirklich sowas in der Welt von Weib, wonach der Mann manchmal in seinen Gedanken herumgiert? Da steht es. Da ist es. Sein Mund ist trocken vor Brand. Wär' doch schön, wie...? Jetzt brauchst du nicht mehr reden, jetzt ist es vorbei mit mir, jetzt ist es soweit. Dein Kopf ist ja schon hintenübergesunken, als wenn ich dich genommen hätte.

Er packt zu. Ihm kommt der Mann in den Sinn, der Alte, der Kapitän. Weg da, jetzt ist es vorbei, bleib weg, sonst schlag' ich dich einfach zusammen. Flamme ist Christup, lodernde Glut. Das Weib muß er haben, das Weib. Ja, nun nehm' ich dich, alles andre ist mir nun gleich. Jetzt ist es soweit. Da kann nun kein Mann etwas machen, da ist ihm der Verstand zum Teufel gegangen.

Aber die Frau entwindet sich ihm. Er steht da, hat das Gefühl von ihren Brüsten in seinen Händen. Etwas steht ihm gegenüber, streicht sich die Kleider glatt. Dann läuft es, ist um die Ecke der Kajüte verschwunden.

— — — — — — — — — — — — — —

Langsam geht Christup zum Fallreep, steigt es hinunter.

Er bindet den kleinen Kahn los, setzt sich auf die Ruderbank, stößt ab, rudert los.

Er rudert, er ist wie benommen, alles ist ihm fremd.

Er rudert, langsam wacht er auf. Ja, die Seeluft tut gut.

Die Frau. Ich habe ihren Körper berührt. Verrückt hat sie mich gemacht. Ich muß sie besitzen, damit ich meine Ruhe bekomme.

Er rudert. Die Seeluft tut gut, sein Kopf wird wieder klarer . . . wär' doch schön, wie...? Oder das Weibsbild soll doch der Teufel holen . . .!

Er rudert. Die Riemen knarren. Plötzlich — mit einem Ruck, legt er die Ruder ans Boot, das schießt vorwärts, um dann langsam zu treiben. Der Christup richtet sich bolzengrad auf im Boot und sitzt da, als wenn er horcht, in sich horcht. Er sieht nach dem Schiff zurück, dann sagt er vor sich hin: „Ich habe ja ganz den Dow vergessen."

Er rudert zurück. Nochmals aufs Schiff, und wenn es in die Hölle ginge. Er rudert mit aller Kraft, vor dem Steven des Bootes rauscht und gischtet der Schaum.

Fallreep hoch! Auf die Kommandobrücke! Da steht noch der Dow und hat ein ganz glückliches Gesicht. Er hat das Rad in den Händen und steuert und kommandiert. Er sieht den Vater: „Habe ich gut Kurs gehalten, Vater? Dort ist schon Amerika."

Der Christup kann den Jungen gar nicht ansehen. Ja, du hast gut Kurs gehalten, aber ich... Er schämt sich. Er schämt sich vor diesen reinen leuchtenden Augen. Er möchte vor sich ausspucken, er sagt immer in sich hinein: Du Lump, Christup, was bist du doch für ein Lump gewesen! Der Junge, der Junge. Was bist du doch für ein gemeiner Lump, Christup, pfui Deibel!

„Komm nun . . ." sagt er mit seltsamer Stimme, „komm nun... zur..." Er kann nicht sagen, was er wollte, er kann nicht „zur Mutter" sagen... Seine reine Maruck, und er! Was ist er doch für ein Lump gewesen!

Wie sie über das Deck gehen, nach dem Fallreep, legt der Christup mit einemmal den Arm um seinen Dow. Ach, Dow, wenn du wüßtest! Ich Lump, ich Schweinehund! Solche Gedanken! Aber nun, so . . . das ist wie Geborgenheit. Jetzt kann keine andre Macht mehr über mich kommen.

Dem Dow fällt die seltsame Art des Vaters auf.

„Vater . . .?" hebt er den Kopf.

„Komm, mein Dow..." sagt der Vater und sieht über die See, ins Weite, bloß nicht in die Augen des Jungen.

„Nun müssen wir nach Hause. Es ist Zeit. Nun wollen wir..." tapfer, tapfer, Christup! „nun wollen wir schnell machen, um zur Mutter zu kommen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Dampfochse von Südwestafrika.

Verkehrsmittel kolonialer Frühzeit.

Von K. J. Krenig von der Pentz-Nürnberg.

Im südlichen Afrika, nördlich des Oranjeflusses, erstreckt sich ein weiter wasserarmer Landstrich, an dessen Küste sich, mehr als 50 Kilometer breit, ein zu hohen Wellen getürmtes, wasser- und pflanzenloses Sandmeer hinzieht. Deutsche Missionare wirken seit Jahrzehnten in dieser Wildnis, und eben, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, war die erste Kunde von Diamantenfunden aus dem geheimnisvollen Land nach Europa gelangt. Da horchte Lüderitz, der Bremer Kaufmann, auf, der sich auf der Suche nach Land für Handelsniederlassungen im schwarzen Erdteil befand, und wenige Zeit später schon schlossen seine Sendboten mit dem Hottentottenkapitän Fredericks den Vertrag, der Angra Pequena, die nachmalige Lüderitzbucht, in seinen Besitz brachte. Lüderitz ahnte nicht, daß er den Grundstein für die erste deutsche Kolonie, Südwestafrika, gelegt hatte.

Jahre vergingen, bis die ersten deutschen Siedler den Weg ins dornenvolle Land fanden. Nirgends zeigte sich eine Spur von Leben in dem ausgetrockneten Wüstengürtel, der sich an der ganzen Küste hinzieht. Das Ochsengespann war das einzige Gefährt, das den Verkehr mit dem Innern des Landes notdürftig vermittelte.

Spärliche Kunde nur drang aus dem „Affenland“ in die Heimat, aus dem „Land der drei Bäumchen“, wie es einmal getauft wurde. Indes führten die wenigen Siedler einen heroischen Kampf um des Steppenlandes kargen Segen. Als dann die Farmen sich mehrten, der Viehbestand wuchs und die Schiffe sich in den Häfen sammelten, um die Produkte des Landes hinauszutragen, erschien der Dünengürtel der Küste, die Namibwüste, als ein schier unüberwindliches Hindernis für die Erschließung des Landes. Tief wühlten sich die breiten Räder des Ochsenwagens in den glühenden Sand. Kaum genug an Wasser und Nahrung erhielten die Tiere während der ganzen Zeit der Überquerung, die sieben, acht und mehr Tage dauerte.

Da war ums Jahr 1896 ein junger Offizier der Schutztruppe, Troost mit Namen, der Küstenstation Swakopmund zugeteilt. Er fühlte tiefes Mitleid mit den gemarterten Tieren, und um ihnen zu helfen und den Verkehr selbst zu beschleunigen, ging er daran, einen Dampfwagen zwischen der Küste und dem Hinterland einzusetzen. Das Gefährt sollte dem Ochsengespann auf halbem Weg entgegenfahren, um ihm die Fracht abzunehmen und die Hälfte des Weges zu sparen. Glücklich kam nach einigen Monaten die Lokomobile in Südwest an. Aber in Swakopmund fehlte es an geeigneten Arbeitskräften und so mußte die Ausladung in Walfischbai erfolgen. Da brach ein Eingeborenenaufstand aus, der die Überführung nach Swakopmund, dem künftigen Standort des Fahrzeugs, viereinhalb Monate verzögerte. Als der Tag des Aufbruchs gekommen war, erkannte man die unsäglichen Mühen, die sich schon jetzt erhoben. Immer wieder versank der „Dampfochse“ — so war das Ungetüm von den Eingeborenen getauft worden — im tiefen Sand, das Wasser im Kessel verdunstete, die zur Hilfe bestimmten Hottentotten flohen vor den unmenschlichen Anstrengungen, und dabei mußte fünf Tage Wasser herbeigeschafft werden, um den Dampfwagen nur einen Tag arbeiten zu lassen. Ein volles Vierteljahr währte es, bis Swakopmund endlich erreicht war.

Nun stand Troost die Erfüllung seiner eigentlichen Aufgabe bevor. Die erste Fahrt ging nach Nonidas, einer Farm im Swakoptal, etwa 18 Kilometer von Swakopmund entfernt. Sie gelang, und der nächste „Treck“ sollte nach Husab, etwa 50 Kilometer von Swakopmund, gehen. In diesem Jahr kam der Swakop, der Jahre hindurch als trockenes Flußbett liegt, besonders stark ab. Riesige Wassermengen wühlten den Grund auf, und jeder Versuch, das Bett zu überqueren, hätte zum rettungslosen Versinken des Gefährts geführt. Man wartete Monat um Monat, aber an ein Überschreiten des Flußbettes war nicht mehr zu denken. So fand der Dampfochse ein baldiges unrühmliches Ende. Wenige Jahre später verlängerte Troost, von der Unzulänglichkeit seines Dampfwagens überzeugt, die Schienenbahn ins Dünengebiet und schuf damit die erste „Eisterbahn“ im Schutzgebiet. Im Hinterland von Swakopmund steht heute noch, ragend aus verwehtem Wüstensand, rostzerfressen, der „Tröster in der Wüste“, vom Volksmund mit derbem, aber gutem Humor „Dr. Martin Luther“ geheißen nach dem Worte: „hier stehe ich, ich kann nicht anders . . .“

Kriegsstürme brausten darüber hinweg, längst rattert unweit die Eisenbahn über die Schienen, die zwanzig Jahre das führende Verkehrsmittel Südwests war. Heute, wo man erkannt hat, daß nicht schwer-, sondern leichtgebaute Fahrzeuge den Wegeverhältnissen gerecht werden, eilt der Kraftwagen über den knirschenden Sand im ganzen Land. Er ist, besonders der riesigen Wegstrecken wegen, unentbehrlich geworden und hat den Ochsenwagen fast gänzlich verdrängt. Ein Stück Romantik ist mit dem Tiergespann dahingegangen; der Kraftwagen ist dafür zum Wohltäter geworden für Mensch und Tier in diesem nimmer vergessenen Land.

Spuk im Kettengut.

Seeskizze von Werner Krueger-Hamburg.

Als die „Anni Berendt“ mit schwerer Buglage um das Kap Lizard bog, zuckte der erste blendende Blitz durch die Nacht. Er überflutete die vom Eddystone-Feuer schwach bestrichene Fahrrinne mit gleißendem kalten Licht, zischte bläulich blasenziehend in das Wasser und hing als drohendes Zeichen augenblicksnahen Donnerschlages in zuckender, flimmernder Feuergarbe hoch über den Häupten der Männer im Besanspriet. Dann überrollte der Donner in furchtbar hohlem Schlag die See und den Maschinengang, überdröhnte die Sturmwarnung von Western Point.

Der Kapitän Gustav Grundmann umkrampfte für einen Augenblick das Geländer der schmalen Treppe, die zur Kommandobrücke führte. Geblendet schloß er die Augen. Als er sie wieder öffnete, sah er in das angstvoll verzerrte Gesicht des Bootsmanns, der an ihm vorbeikletterte. „Ich geh', die Davits überholen, Käppen“, sagte er gepreßt, „es kann sein, wir brauchen sie heut' nacht. Ich hab' es gleich gesagt: Weiber an Bord bringen Unglück.“

Grundmann ging wortlos nach oben. Der da mit dem Kieker an der Brücke lehnte, dessen Weib schlief unten in der Offiziersmesse die dritte Nacht an Bord. Die Frau seines Ersten Offiziers machte die Überfahrt mit, um mit ihrem Mann in der Neuen Welt zu bleiben. In Newyork mußte er einen anderen Steuermann anmustern. Grundmann atmete tief und stellte sich neben ihn. Der Steuermann Hans Heimdal sah sich nur flüchtig um. Dann nickte er kurz und suchte mit dem Fernrohr nach den Kugelbaken, die hin und wieder im Schein der Blitze sichtbar wurden, unruhig über dem Wasser tanzende dickköpfige Kobolde. Von Zeit zu Zeit rief er in das Sprachrohr. Dann hämmerte durch das Grollen des Donners der Takt der Vierzylinder unten im Maschinenraum.

Am Himmel aber jagten die schwarzen Wolken wie tolle Pferde, und mit ihnen tobten die tollen Gedanken durch das fieberheiße Gehirn des schweigenden Kapitäns. Und dann — im Schein der zuckenden Blitze — stieg ihr Bild vom Himmel herab, hoch und hehr, mit der eigenwilligen Locke über der linken Schläfe, mit rotem Mund, mit Augen, die unter langsam zurückweichenden Lidern hervordrangen, tief und strahlend, alles überstrahlend, Blitz und Donner und Wetter und Not, überirdisch. Es gibt Frauen, die mit einem Blick gut machen können, was Jahre zerrissen haben!

Sein Leben geben für eine solche Frau? Banale Selbstverständlichkeit! — Morden und seiner Seele Seligkeit opfern für sie? O süßestes Glück, Verbrecher werden zu dürfen um ihretwillen!

Unter den beiden Männern rasten die Ankerketten im Buganker-Klüsengatt. Sie rasselten empor und herab, diese tausende Pfund schweren Kettengutes, und ihr Stöhnen und Schmettern grub tiefe Furchen in das kranke Gehirn des Kapitäns. Der Donner grollte wie ein murrender Vater darüber hinweg, und dennoch kreischten die Ketten, schmetterten tobend und brüllend wider die Plankung.

Plötzlich sah der Erste Offizier in das verzerrte Gesicht des Kapitäns. „Heimdal! Zum Henker! Verdammt! Holen Sie die Ketten rauf! Spillen Sie sie fest! Das ist — zum Donner noch einmal — das ist ja nicht zum Aushalten.“

Der Erste nickte und kletterte die Treppe herab. Ein Blitz zuckte hernieder und umstob seine weiße Mütze, seine Schultern mit einem Strahlenbündel. Dann war auch dies vorbei. Die „Anni Berendt" steuerte schwer um die Kreidenase vom Kap Landsend. Wild gingen die Brecher über das Deck. Der Donner bohrte Löcher in die Bohlen, grub Täler, tiefe Täler in die See. Und — die Ketten kreischten immer noch. Wie wimmernde Menschen in höchster Not.

Und dazwischen hörte das scharfe Ohr des Kapitäns einen wilden Schrei. Da stand er minutenlang mit zitternden Knien an der Reling, das Herz schlug ihm wild, und seine Augen waren erloschen. Dann kletterte er von der Kommandobrücke herab und schwankte über das Deck. Stieren Auges sah er in die Klüsen hinunter und sah die Ketten ihren Tanz aufführen.

Endlich wandte er sich ab und griff nach dem Sprachrohr. Seine Stimme war heiser und unkenntlich, als er das „Mann über Bord!" hinausrief zur Backbordswache . . .

„Wir haben nichts gefunden, Kapitän", murmelte der Bootsmann und drehte die Mütze verlegen in der Hand.

Kapitän Grundmann winkte müde mit der Hand. Dann war er wieder allein. Seine Kajüte lag dicht neben der Kettenkammer, und er lauschte auf das Gewimmer und Gestöhne der schweren Ketten, die in der Kammer auf und nieder glitten, nach wie vor. Aber draußen das Gewitter war im Abflauen. Nebenan schlief des Toten Weib. Das Weib des Mannes, der in schwerer Wetternacht über Bord gegangen war.

Langsam, automatenhaft, erhob sich der Kapitän und schritt hinüber. Er hatte die Hand nach dem Klopfen noch nicht auf den Drücker gelegt, als die Tür sich schon auftat und ihre Augen fest auf ihn gerichtet waren. Sein Herz schlug ihm in den Hals hinein, und langsam schlug er den Blick nieder.

„Frau Heimdal, es ist mir schwerste Pflicht . . . Ihr Mann ist vor zwei Stunden — wir standen beide auf der Kommandobrücke — in treuer Pflichterfüllung . . . er ist über Bord gegangen." Sie sagte nichts. Aber ihre Hände, ihre wundervollen Hände legten sich ineinander, und die Nägel gruben sich tief in das Fleisch. Dann zitterte der Mann vor ihr über den ganzen Körper, denn ihre Augen wurden weit, ganz weit, durchdringend — o, diese Augen — und ihre Lippen begannen zu beben.

„Ich habe sofort suchen lassen", murmelte er, „ausschiffen — natürlich — alles zwecklos." Da schrie sie auf. Wild, wahnsinnig laut schrie sie ihren Schmerz hinaus, dann brach sie zusammen. Vor ihm, und er sah auf ihre Arme, diese Arme, die er in scheuem Bewundern oft mit seinem Blick gestreift hatte, ängstlich nur, denn er fürchtete, sich zu verraten. Und wie er so auf sie herabsah, wimmerten hinter ihm die Ketten. Und wie er zuhörte, fühlte er, daß ihm der kalte Schweiß aus den Poren drang. Ein Ächzen klang darin, ein menschliches Stöhnen und dann — rief da nicht jemand: „Anni!"?

Nein! Er hatte sich getäuscht. Schwer atmend nahm er die Mütze ab und trocknete den Schweiß von der Stirn. Dann durchzuckte ihn eine wilde Freude. Jetzt war sie ja sein. Jetzt mußte sie sein werden. Jetzt hatte sie niemand mehr!

Selig jubelte er auf. Er war neben ihr und strich mit seinen Händen über ihren Arm und hob sie halb empor, und seine Lippen flüsterten: „Du hast ja mich noch, mich. Weine nicht mehr! Ich — ich werd' dich tausendmal lieber haben, tausendmal."

Sie wich zurück. Und wie er seine Hände von neuem ausstrecken wollte, blieben ihm die Arme auf halbem Wege gelähmt stehen. Laut, durchdringend klang es aus der Kettenkammer, in der die tollen Ketten kreischten, deutlich für beide: „Anni!" — „Hans!" schrie sie, „Hans! Wo bist du? Hans!"

Der Kapitän aber war aufgesprungen und hinausgeeilt. Draußen auf dem Gang pfiff er nach der Wache. Und als die Männer herbei eilten, zeigte er auf die Klüsen. Sein Gesicht war grün, und das Haar klebte ihm wirr vor der Stirn. „Verholt die Ketten! Laßt den Anker fallen! Dreißigtausend Pfund Kettengut herunter! Wenn da drin' Leben ist, dann will ich sehen, ob es noch schreit, wenn die Trossen durch sind."

Die Männer machten sich kopfschüttelnd an die Arbeit. Einer warf einen mißtrauischen Blick auf den Kapitän: „Anker werfen? Hier, Kapitän? Anker werfen?" Der hatte blutunterlaufene Augen. Der Revolver blinkte in seiner Faust. „Los! Ihr Hunde! Soll ich schießen?"

Er stierte in den Kettenkasten hinab und hob mit einem Male den Blick, denn vor den Männern stand die Frau im weißen Kleid. Sie breitete die Arme aus und stellte sich schützend vor die Klüsen. „Laßt die Ketten nicht herunter, ihr Männer! Seht erst nach! Ich glaube, mein Mann ist in die Kammer gestürzt. Ich höre ihn von unten rufen."

Da fiel der Revolver polternd aus Grundmanns Hand. Er stand noch eine halbe Stunde auf diesem Fleck, den Kopf vorgebeugt, die Augen starr auf die Ketten gerichtet, die langsam heraufgezogen wurden. Seine Beine schwankten, aber er stand. Er sah noch, wie man Heimdal an einem Tau aus der Kettenkammer zog. Er sah, wie sein Weib sich mit einem Jubelruf über ihn stürzte, über den, den nur ein Wunder vor den zerschmetternden schweren Ketten bewahrt haben konnte. Er sah, wie der Steuermann seinen gesunden Arm um den Nacken seines Weibes schlang. Er lebte! Er lebte!

Dann ging Grundmann schleppend von dannen . . .

Hinter den Kapverden glitt ein in Segeltuch gehülltes Brett in stiller Nacht über Bord. Kapitän Gustav Grundmann hatte beim Putzen seiner Jagdwaffe durch eine Ladehemmung einen tödlichen Brustschuß erhalten.



Bunte Chronik

Das Haus Napoleons wird ausgebessert.

Haus Longwood auf St. Helena, die letzte Zufluchtsstätte Napoleons I., das Haus, in dem er sein Leben beschloß, ist schon seit längerer Zeit reparaturbedürftig. Die „Gesellschaft der Freunde von St. Helena" in London hat sich nun entschlossen, die Ausbesserungsarbeiten auf ihre Kosten durchführen zu lassen. In diesen Tagen wird der Dampfer „Gloucester Castle" mit 50 Tonnen Material an Bord die Reise nach St. Helena antreten. Ballen, Zement, Schieferplatten, schwarze, gelbe und weiße Fliesen, allerlei Zubehör für die Inneneinrichtung sind verladen worden. Anfang Dezember sollen die Instandsetzungsarbeiten in Angriff genommen werden, zu deren Leitung und Überwachung sich sachverständige Mitglieder der „Gesellschaft der Freunde von St. Helena" bereit erklärt haben.

Ein Hund rettet sechs Menschenleben.

In einer kleinen italienischen Stadt war in einem alten, einstöckigen Hause in der Nacht Feuer ausgebrochen. Die friedlich schlafenden Bewohner, die von der Gefahr keine Ahnung hatten, wurden durch das aufgeregte Bellen eines Hundes geweckt und konnten sich noch in letzter Minute in Sicherheit bringen. Der treue Hund hatte auf diese Weise das Leben von zwei jungen Ehepaaren und zwei Kindern gerettet. Durch den Feuerschein und den herabstürzenden Balken verwirrt, rannte das Tier plötzlich noch einmal in das brennende Haus, und gleich darauf hörte man sein klägliches Heulen, es konnte offenbar den Rückweg nicht mehr finden. Da faßte sich einer der geretteten Bewohner ein Herz und drang unter Lebensgefahr in das brennende Gebäude ein, um den treuen Hund, dem die beiden Familien ihr Leben verdankten, herauszuholen. Nach einigen Minuten höchster Angst sahen die Wartenden den mutigen Mann endlich wohlbehalten zurückkehren, den wimmernden Hund auf den Armen. Das Fell des Tieres war versengt, sein Körper über und über mit Brandwunden bedeckt. Man brachte es noch in derselben Nacht zu einem Tierarzt, der es wiederherzustellen hofft. Das Haus brannte bis auf die Grundmauern nieder, und die unglücklichen Bewohner mußten die Hilfe von Freunden und Bekannten in Anspruch nehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.